

# Prozession und Hochamt im vorigen Jahrhundert

Autor(en): **Sonnenfeld, Franz von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **47 (1969)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1032203>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Prozession und Hochamt im vorigen Jahrhundert

Von Franz von Sonnenfeld  
1821—1888

Die sämtlichen kleinen und grossen Glocken der Klosterkirche von Mariastein riefen in hastigem Gebimmel und gemessenen Schlägen zum Gottesdienst. Bald mischte sich darein der laut vernehmbare Wechselgesang der Prozession. Voran flatterte die rote damastene Fahne. Dann folgten die schwarzgekleideten Klosterschüler, Studenten geheissen, nach Alter und Grösse wie zwei Reihen Orgelpfeifen aufgestellt, in den Händen das lateinische Gebetbuch; dann die Laienbrüder und endlich, gleichfalls in zwei Reihen, die Mönche nach der Zeitfolge ihres abgelegten Klostersgelübdes. In der Mitte des Zuges wurde von zwei der grössten Studenten ein hochragendes, über und über vergoldetes, mit Rosenkränzen behangenes Marienbild getragen.

An den feierlichen Zug hatte sich eine fast unabhsehbare Menge Volkes angeschlossen, die in gemeinschaftlicher Abwechslung den Rosenkranz zu beten versuchte. Aber es war nicht möglich, Takt und Ordnung einzuhalten; zu gross, zu verworren war die Menge, zu verschieden in ihrem Dialekt und in der Gewohnheit eines gemeinsamen Kirchengebetes. Da sah man die Mädchen und Frauen aus der oberen Schweiz mit ihren weissen Spitzenhauben, den Busen als unantastbares Heiligtum mit einem samtnen Brusttuch bewacht, über welches noch hüben und drüben schwarze Nestel hinliefen, unter den Armen durch silberne Schnallen gezogen, in faltenreichen Jüppen, mitunter noch von hochroter Farbe; sonnenverbrannte, derbknochige Schwarzwälder mit Hemden ohne Halskrägen und langem, bis auf die Knie herabhängendem rotem Brustlatz; geschmackvoll gekleidete Elsässermädchen; verwegen ausblickende Sundgauerbauern, das Haupt von der Last eines alle Nebel spaltenden und alle Gewitter ableitenden Hutes entblösst; das Geschlecht der Schwarzbuben, in grünem Halblein oder blauem Sommerzeug gekleidet: da und dort erblickte man eine Gestalt in städtischem Anzug, der keinen Schluss auf die Hei-

Wir lieben Dich, Mariastein,  
wenn Du von Blütenbäumen rings eingehüllt  
wie von Schleiern die Braut,  
wenn Du von Lindenduft süß umspielt bist,  
wenn Deine Fassade blendet im Lichte des Mittags,  
wenn sie umschwirrt wird abends von schwärmenden Schwalben  
oder wenn Mondhelle sie abhebt vom nächtigen Himmel.

Wir lieben die Mauern, die Deine verborgenen Gärten umschliessen  
wo Lilien und Rosen blühen, von fleissigen Bienen umsummt,  
und wo im Weiher der Fisch sich versteckt  
zwischen Schilfgras wie ein goldener Schatten.  
Manches noch ist uns teuer geworden im Laufe der Jahre,  
Eines aber tut not: dass am heiligen Ort Gottes Geist uns berühre.

M. Wolf



mat des Trägers zuliess. Es war eine reiche, bunte Karawane von Pilgern, die von allen Richtungen hier zusammengeströmt war. Das südliche Deutschland und das Elsass, der bernische Jura und das basellandschaftliche Birsack, die Kantone Solothurn und Aargau hatten gleichmässig ihre Scharen zu dem Marienfeste gesandt; nicht zu gedenken derjenigen, die irgend eines frommen Gelübdes oder eines andern minder frommen Zweckes wegen sonst irgendwoher sich heute in Mariastein eingefunden hatten.

Aber unberührt von der Verwirrung wallten die Studenten und Mönche dahin, den Weg nach Metzleren einschlagend. Sie sangen mit geübter Stimme die Lauretanische Litanei, die eine Reihe den Anruf, die andere das Ora pro nobis. Es liessen sich die verschiedensten Stimmregister, die verschiedensten Höhen und Tiefen wahrnehmen: die Silbertöne der jüngern Studenten, die zweifelhaften Laute des Übergangsalters, kräftige Jünglings- und Männerstimmen und das zitternde Aufseufzen der greisen Mönche, die zuhinterst im Zuge waren, in ihrer Mitte der altersgebückte Abt, gefolgt vom Kammerdiener in dunkelgelber Livrée.

Nicht weit war die Prozession auf der Strasse nach Metzleren hingewallt, so bog sie rechts in einen Feldweg gegen das Mariasteiner Wirtshaus ein, um wieder nach der Kirche zurückzukehren. Als der Spitze schon wieder in der Kirche angelangt war, stiess sie erst auf die letzten der ihr Nachfolgenden. Der Zug glich dem Symbol der Ewigkeit, der Schlange, die sich in den Schwanz beisst. Es war ein Umgang um den Triangel, weil das Feld, um das er sich bewegt, die Form eines Dreiecks hat.

Auf dem Vorplatz der Kirche, die vor einigen Jahren mit einem Portal in italienischem Geschmack geziert wurde, stehen zwei Reihen alter Lindenbäume, die reichlichen Schatten gewähren. Vor und nach dem Gottesdienst, namentlich auch während der Predigt, tummelt sich hier eine grössere Menge Volkes als zuwei-

len auf dem Marktplatz eines angesehenen Städtchens. Eine Menge Buden sind hier aufgeschlagen. Paternoster, Heiligenbilder, Krippen, Wachsstöcke, Mess- und Andachtsbücher werden feilgeboten. Auf weissgedeckten Tischen sind Lebkuchen, Papilloten mit zarten und frivolen Liebesversen, überzuckerte Herzen und gelbe Wecken zum Verkauf ausgelegt. Es wird gehandelt und gekauft wie an einem Markttage. Die schenklustige Jugend und der gesetzte Sinn des frommen Alters finden hier eine Auswahl je nach ihrem Geschmack. Da und dort sieht man Gruppen schäckernder junger Leute, erst überlegender Männer. Hier hört ein ganzer Menschenknäuel einem alten Soldaten zu, wie er seine Schicksale erzählt und in alle diplomatischen Fragen eingeweiht ist. An einen Lindenstamm gelehnt, flehen ein Einarmiger, ein Einbeiniger, ein Blinder oder ein Lahmer mit durchdringendem Bass um ein Almosen. Auf einem Sägebaum sitzt eine Reihe müder Wallfahrer, Wecken essend oder die Pfeife rauchend. Am Fischweiher tummeln sich Knaben und werfen den Karpfen Brotkrumen zu. Dazwischen wogt es hin und her, in die Kirche und aus der Kirche, in das Wirtshaus und aus dem Wirtshaus — ein Bild der strömenden Wechselbeziehung zwischen geistigen und leiblichen Bedürfnissen.

Nachdem der Umgang wieder in die Kirche zurückgekehrt war, begann sogleich das Hochamt. Es war in dem heiligen Raume ein dichtes, heisses Gedränge von Pilgern, über deren unzählige Köpfe die Tonwellen der Orgel preludierend dahin rauschten. Der Priester, die Leviten und Ministranten schritten in reichen Gewändern und in einer Ordnung, die nicht ohne theatralischen Effekt blieb, zum Hochaltar, der in seiner reichen Verzierung ein frommes Geschenk ist des frivolen Ludwigs XIV. von Frankreich. Auf den beiden Seiten des Chores hatten die Mönche und Studenten Platz genommen, der Abt auf einem erhöhten Sitze unter einem Baldachin. Die Orgel verstummte;





kunstvolle Instrumentalmusik begann das Kyrie eleison, jubelnde Posaumentöne schmetterten das Gloria, und mit felsenfester Zuversicht und untadelhafter Präzision spielten die Violinen das Credo in unum Deum. Dazwischen respondierte die Orgel wieder auf des Priesters Dominus vobiscum mit den unnachahmlichsten Tonfiguren. Es war, als hörte man ein munteres Bächlein hoch von einem Berg über Sandgeröll tief, tief in ein Tal hinunterrieseln.

Bei der Präfation begleitete die Orgel in sanftem Hauche des Priesters Stimme, und mit der bewunderungswürdigen Schnelligkeit eines Eichhörnchens sprangen die Finger des kunstgewandten Organisten auf den Tasten herum. Dann sangen jugendliche Stimmen mit aller Inbrunst das Sanctus, bis das Geläute zur Wandlung alles verstummen machte und die

Andacht der knieenden Menge nur durch zarte Orgelmelodien verklärt wurde. Jetzt erst kamen die kräftigen Männerstimmen der Mönche zu ihrer vollen Geltung, und der Bittgesang des Agnus Dei offenbarte die seligste Versöhnung, als sei in der Bitte zugleich auch schon die Gewährung enthalten. Und wieder rauschte Orgelklang voll und mächtig durch die Kirche, lange noch, nachdem der Priester die Stufen des Altars schon verlassen hatte.

Sollen wir noch sagen, welchen Eindruck dieser musikalische Hochgenuss auf die fromme Menge machte? «So wird's im Himmel zugehen», dachte manches empfängliche Gemüt, dessen Ohr noch keinen andern Ton vernommen hatte als in der Dorfkirche den ledernen Gesang des Dorfschulmeisters. Kinder wünschten in der stillen Freude des Herzens ihre

Eltern, Mütter ihre Kinder herbei, die schöne Musik zu hören. Andere stimmte sie weich und wehmütig und weckte in ihnen alte Erinnerungen: sie gedachten ihrer Lieben, die schon längst auf dem stillen Friedhof ruhen; sie gedachten ihrer eigenen Unarten, wie sie so oft hätten besser und lieber sein können, sanfter und liebevoller gegen die Ihrigen, gegen andere, und manche Träne der Rührung, der Sehnsucht, der Reue füllte das gesenkte Auge.

Nach dem Hochamte strömte ein grosser Teil der Volksmenge in die unterirdische Kapelle, wo die Muttergottes gnädig ist. Am Ostende des linken Seitenschiffes führt von der Kirche ein finsterer Gang abwärts. Man muss eine geraume Strecke im Dunkeln wandeln, bis vom Tale her einem wieder das Licht des Tages entgegenstrahlt. Man befindet sich nun auf einmal in einer reichen Gemäldegalerie. Eine ungeheure Menge von Votivtafeln, die an den Wänden des Ganges aufgehängt sind, haben hier das hereinbrechende Licht des Tages zu ihrer glücklichen Beleuchtung gewählt. Die meisten stellen sehr anschaulich die Errettung aus allerlei Nöten und Gefahren durch die Fürbitte der Mutter Gottes dar. Namentlich spielen dabei der Blutsturz und das Erbrechen eine grosse Rolle.

Von dieser Gemäldegalerie, an die sich die heitere, reinliche Kapelle zu den sieben Schmerzen anschliesst, führt eine Treppe in vielen Stufen steil in die Felsgrotte hinunter, die zur Wunderkapelle hergerichtet worden ist. Einige Fuss über der Sohle des Tales, dessen beide Ränder senkrecht sich erheben und das hier ziemlich eng ist, hat die Natur tief in die Felsen hinein eine Höhle gebildet, die sich die Mutter Gottes zu ihrem Lieblingsaufenthalte gewählt haben soll. Man hat dieselbe zugemauert und nur durch zwei grosse Fenster das Licht von Osten eindringen lassen. Zwei Altäre sind zu Ehren der Mutter Gottes darin aufgerichtet. Auf dem einen lächelt das wundertätige Bild der Himmelskönigin, das Christkindlein auf

dem Arme. Mutter und Kind werden je nach der Bedeutung der Festtage mit gold- und edelsteinbesetzten Kleidern geschmückt, während kerzentragende Engel die beiden Seiten des Altars zieren. Auf dem zweiten Altar ruht ein steinernes Marienbild, das unverkennbare Werk eines Künstlers. An den Felsenwänden der Grotte laufen Galerien hin, für die Mönche und Studenten bestimmt, mit einem besonderen, vom Kloster her in den Felsen gehauenen Zugang versehen. Eine kleine Orgel auf den Galerien hilft den Gottesdienst verherrlichen. Fünf kolossale Kerzen prangen wie Orgelpfeifen an der Westwand der Kapelle, zu Ehren der Mutter Gottes von den fünf Gemeinden des Leimentals hierher gestiftet, weil sie sich des Schutzes der mächtigen Fürbitterin in Kriegsnöten besonders zu erfreuen hatten. Im dunkelsten Winkel der Grotte, in einer Nische, die zuweilen von Wachskerzen erleuchtet ist, liegt ein lebensgrosser Christus im Grabe, der Schreck aller Kinder, die hierher kommen. Dem Walten der Natur hat die schaffende Hand der Menschen auf das Mannigfaltigste in dieser Kapelle nachgeholfen, so dass sie in mehrfacher Beziehung eines aufmerksamen Besuches wohl wert ist.

Nach dem Hochamte war die Kapelle bald mit zahlreichem Volk angefüllt. Trotz der immer nachdrängenden Menge herrschte in derselben eine auffallende Stille. Manches Auge hing flehend an dem Wunderbilde, und aus manchem Herzen rang sich das inbrünstige Gebet zur Himmelskönigin um Abwendung von Krankheit, Not und Elend aller Art. Viele knieten mit ausgebreiteten Armen auf dem kalten Boden, andere hatte Gewohnheit oder Neugierde in die merkwürdige Grotte gelockt. Jetzt erhob sich auf einmal aus der Menge eine heisere, laute Männerstimme, welche das Volk aufforderte, fünf Vaterunser und fünf Ave Maria wegen eines besondern Anliegens einer gewissen Person zu beten. Es war die Stimme des blinden Hannes, eines Wallfahrers von Pro-

fession, der überall herumwandelte, um fromme Aufträge entgegenzunehmen und dieselben prompt und billig auszuführen, so billig, dass er sie oft nur durch einen halben oder ganzen Schoppen Schnaps honorieren liess. Alles fing nun laut an zu beten. Nach dem blinden Hannes liess ein Waldbruder eine ähnliche Aufforderung an die Pilger ergehen; aber schon viele entfernten sich nun. Als dann gar noch der Pantleon-Seppli die christliche Liebe der Versammelten für fernere fünf Vaterunser und fünf Ave Maria in Anspruch nehmen wollte, leerte sich die Kapelle vollends bis auf nur wenige Geduldige, deren Aufmerksamkeit von den furchtbaren Verrenkungen der Glieder, dem abschreckenden Verdrehen der Augen und den wilden Expektionen der betäubten Marianne in Anspruch genommen wurden. Sie sei vom Teufel besessen, hiess es unter dem Volke, der die Arme dann am ärgsten quäle, wenn ihre Seele mit frommen Übungen sich beschäftige.

Unter den Linden trieb sich nach dem Gottesdienst noch viel Volk umher. Hier löste der Humor die Andacht ab. Vor allem war es der Dittinger Fried, eine grosse Gestalt mit gutmütigem Ausdruck, der durch seine unerschöpflichen Spässe, seinen naturwüchsigen Witz und seinen unendlichen Reichtum an Anekdoten eine grosse Menschenmenge um sich versammelt hatte. Auch der Schmied von Flüh mit seinen klugen Augen wusste der Lachlust der Menge immer frische Nahrung zu geben. Es ist dies derselbe, der einst in einer bischöflichen Karosse von Mariastein nach Flüh hinunterfuhr. Das Volk glaubte um so eher, es sitze der Bischof in dem Gefährte, als die Hand des Schmiedes wie segnend sich gegen die Knieenden bewegte. Als diese sich gefoppt sahen, erhoben sie Klage gegen den Schmied, der sich ganz einfach damit verantwortete, dass er sagte, er hätte nie und nimmer mit seiner Handbewegung den segnenden Bischof nachahmen, sondern damit abweisend den Knieen-

den zu verstehen geben wollen, dass er der Bischof nicht sei. Endlich war es noch der Pantleon-Seppli, der durch sein eigenes olympisches Lachen die Menge höchlich ergötzte. Kam man ihm nämlich mit einem guten oder schlechten Witz, wenn er nur die frohe Aussicht auf einen Schnaps darbot, so warf der Seppli den Kopf rasch rückwärts, stiess in den höchsten Tönen ein furchtbar schmetterndes Lachen aus, das in immer langsamern Wirbeln bis zu den Mitteltönen seiner Kastratenstimme herabfiel. Dabei wiegte sich seine Gestalt in den Hüften, lustig warf er den Kopf hin und her und der Zipfel seiner baumwollenen Mütze gaukelte possierlich um das fröhliche Haupt. «Ein Narr macht viele Narren», sagten dann die Bedächtigen.

Nach und nach verlief sich das Volk; der Platz unter den Linden wurde immer leerer.